

Geschichten aus Bockhorn 1945-1948

Dörflicher Wandel 1945 ff.

Als ich am 21. Juni 1945 mit einem Kriegskameraden wieder nach Bockhorn kam, war zwar das Dorf unzerstört, aber die Einwohnerschaft gänzlich verändert. Ich erfuhr es gleich an der Gartentür meines Elternhauses. Mich empfing dort eine ältere Frau, die ich überhaupt nicht kannte. Meine Angst steigerte sich noch, als ich sah, daß sie zwar mit den Fingern, aber nicht mit der Stimme sprechen konnte. Hatten fremde Menschen das Haus besetzt, waren Eltern und Verwandte etwa vertrieben worden? Sollte es mir so gehen wie meinem Begleiter, der fürchtete, kein Zuhause mehr zu haben? Seine Heimatstadt Goldberg in Mecklenburg war von den Russen besetzt worden, und was ihn dort erwarten würde war zum Fürchten. Ich hatte ihm deshalb schon in der amerikanischen Gefangenschaft, die wir als Minderjährige im Olympiastadion von Garmisch-Partenkirchen durchlitten hatten, angeboten, nach der Entlassung mit mir nach Bockhorn zu kommen. Und nun: Fremde Leute im Haus, die vertrauten Bewohner verschollen?

Zu meiner großen Erleichterung erschien doch noch meine ältere Schwester mit ihrer einjährigen Tochter auf dem Arm und gab beruhigende Auskünfte: Haus und Grundstück gehörten immer noch meinen Eltern, die fremde Frau war zusammen mit ihrer taubstummen Schwester aus Ostpreußen vertrieben und in unserem Hause vorübergehend, wie alle hofften, untergebracht worden. Die grausame Zwangsausreibung der Deutschen aus den östlichen Provinzen hatte in Verbindung mit den aus den zusammengebombten Großstädten evakuierten Menschen die dörfliche Struktur völlig verändert. Solange das Dorf bestand, hatten die sieben größeren Bauern den Ton angegeben, nun wohnte eine russische Großfürstin hier, die als Ehefrau eines baltischen Richters ebenfalls ins Dorf hatte flüchten müssen. Die bodenständige Bevölkerung hatte damit Gelegenheit, altadlige Vornehmheit in bitterer Armut zu bestaunen und sich über den jugendlichen Sohn zu wundern, der sich so benahm, wie man es in der Heide nicht gewohnt war.

Nach 1945 zogen in die einst abgelegene Heide Gutsbesitzer aus Pommern, Schlesien und Ostpreußen mit Gesinde und Gespannen ein. Die Pferde ließen die Köpfe hängen, denn sie hatten nicht nur einen langen Weg, sondern auch grausame Erlebnisse hinter sich. Die Menschen dagegen hielten den Kopf hoch, hatten sie doch Aussicht, nach dem Verlust der Heimat und des Vermögens wieder Land unter ihre Füße zu bekommen. 1936/37 war in der einsamen Heide der Truppenübungsplatz Bergen/Fallingbostal aus dem Boden emporgewachsen, die Äcker lagen meist brach, viele einsame Höfe standen leer und warteten auf neues Leben. In ihnen fanden die ostelbischen Adelsfamilien mit Pferd und Wagen eine Unterkunft, die brachliegenden Äcker mußten allerdings erst wieder kultiviert werden. Kleinlandwirte, die vor 1945 Ländereien gepachtet hatten, mußten sie nun hergeben und die Hälfte des hier geernteten Getreides dazu. Die heimischen Bauern blieben zwar verschont, fürchteten aber eine von den Alliierten beschlossene Bodenreform und die Hergabe ihrer Felder, die eine erlaubte Fläche von 100 ha überstiegen. Die englische Militärregierung ignorierte diesen Beschluß; der Kalte Krieg mit der Sowjetunion hatte längst begonnen

Bald nach dem Einzug der ostelbischen Junker in leere Heidehöfe trabten Kutschpferde mit Landauern durch Bockhorn. Kutscher brachten adlige Schüler in die weiterführende Schule nach Walsrode. Dieser individuelle Schülertransport hielt sich allerdings nicht lange; der Hafer für die Pferde, die Kutscher und die Kutschwagen wurden knapp. Ehemalige Kavallerieoffiziere der preußischen Armee dominierten nun bei den ländlichen Reiterfesten, wo sie als Gutachter tätig wurden. Die Heidjer hörten dabei Namen, die sie bisher nur aus

Geschichtsbüchern kannten: von Zitzewitz, von Brockhusen und andere vons. Sie respektierten die Zöglinge alter Familien und wunderten sich doch ein bißchen, daß diese Herrschaften ganz zugänglich waren. Im benachbarten Böstlingen quartierte sich der Saatgutbetrieb von Kameke aus Hinterpommern ein. 25 Pferde hatten den Treck überlebt, auch ähnlich viele Kutscher und Landarbeiter, die nun zusammen darangingen, den brachliegenden Ackerboden zu umbrechen und zu bebauen. Soviel Zugvieh besaß kein Bauernhof in unserer Gegend, und ehrfürchtig hörten auch die größeren Bauern die Flächen nennen, die Herr von Kameke bei Stolp in Pommern besessen hatte: 17000 preußische Morgen oder 4250 ha. In der Heide verfügte einer der größten Bauernhöfe ringsum über 250 ha. Als einer der größeren Bauern Bockhorns mit einer der Adelstöchter Hochzeit feierte, scheiterte die Ehe in kurzer Zeit. Auch der Ackerboden schien blaues Blut nicht zu ertragen: Kein Angehöriger des preußischen Adels wirtschaftet heute noch auf altem Bauernland

Städter im Dorf

Im Dorfe selbst gerieten die Bauern durch den enormen Zuzug von Städtern in die Minderheit. Jeder kleine Raum im Haus bot nun Vertriebenen und Ausgebombten eine Weile so etwas wie Heimat. Alle mußten zusammenrücken und arrangierten sich wohl oder übel. Wohnraum wurde sehr knapp, weil auch die britische Besatzungsmacht große Häuser beschlagnahmt hatte und für sich nutzte. Deshalb mußte der wohlhabende Kaufmann mit seiner nicht minder reichen Ehefrau, einer Brauereierbin, nun im Häuslingshaus eines Bauern leben und zählte nicht Geldstücke oder –scheine, sondern die Kornstiegen auf dem Felde. Berufe aller Qualität und Einkommen waren gerne ins Dorf gezogen, auch wenn sie sich erheblich einschränken mußten. Hier waren Mangel und Not auch nicht unbekannt, aber man mußte nicht hungern. Das flache Land war das Paradies der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Geld war nichts mehr wert, Sachwerte waren gefragt. Mit ihnen konnte man auf dem Schwarzmarkt etwas anfangen: Geld verdienen oder andere Waren eintauschen. Auf den Bauernhöfen saß man an der Quelle der begehrten Lebensmittel. So war der früheren Landflucht eine neue Landvolkbewegung gefolgt, verursacht auch durch die Tatsache, daß unzerstörter Wohnraum vorwiegend in kleinen Städten und Dörfern vorhanden war, die meist heil durch den Krieg gekommen waren. Intelligenzberufe und Handwerker wohnten nun auf den Dörfern, natürlich auch Landarbeiter und Tagelöhner. Satiriker sprachen von Perserteppichen in Kuhställen und übertrieben damit maßlos. Bockhorn lag zu weit entfernt von den in Trümmern liegenden Großstädten, Bremen, Hamburg und Hannover, um von dort ganze Warenlager anzulocken. Bockhorn hätte aber ohne Schwierigkeiten ein ganzes Opernensemble oder Sinfonieorchester einladen können, sie hätten auch in einer Scheune gespielt, wenn die Musiker nur eine kräftige Mahlzeit erhalten hätten.

Die schwarze Produktion

Die einheimischen Bockhorner waren in den Kategorien der Lebensmittelbewirtschaftung Selbstversorger, auch die Zugereisten profitierten von diesem Vorteil. Die Behörden nämlich, die den Mangel gerecht zu verteilen hofften, kamen mit ihren Kontrollen der Realität nur unvollkommen nahe und waren auf die Angaben angewiesen, welche die Produzenten auf den reichlich verteilten Fragebögen selber machten. Wer hätte auch genau kontrollieren können, wie viele Ferkel z. B. eine Sau auf die Welt gebracht hatte, oder wie viele davon wieder gestorben waren. Die Erträge der nicht besonders fruchtbaren Bockhorner Äcker wurden nach der Größe der bebauten Fläche geschätzt. Der tatsächliche Ertrag hing von so vielen Faktoren ab, daß genügend Raum für Manipulationen blieb. Wurde die vorgeschriebene Menge an Agrarprodukten nicht abgeliefert, hielten sich die Strafmaßnahmen in Grenzen. Zwar konnte man den gelieferten Kunstdünger dann reduzieren, aber der anfallende Stallmist konnte nicht

auch noch vorgeschrieben und kontrolliert werden. Die beackerte Fläche konnte außerdem noch erweitert werden, indem man Grenzböden in Kultur nahm. Die landhungrigen Kleinbauern brachen brachliegende Flächen auf dem nahen Truppenübungsplatz um und mehrten dadurch ihre Erträge, ohne das auch der Behörde zu melden. Da in Bockhorn der soziale Zusammenhalt legendär war – in der Gegend sprach man vom „einigen Bauhorn“ – verabredeten sich die Bockhorner Abbauern zu gemeinsamen Tun. Auf dem einst größten Hof des Dorfes, dem Hof Deil mitten in der Feldmark, lagen große Ländereien brach. Hier hatte die Wehrmacht vor dem Zusammenbruch ihren maroden Fahrzeugpark geparkt. Die Fahrzeuge mußten nun in mühsamer Arbeit entfernt werden, um den alten Kulturboden wieder bewirtschaften zu können. Die Frucht der schweren Arbeit konnte allerdings nur kurz genossen werden, denn die angesiedelten ostdeutschen Gutsbetriebe bekamen von der Besatzungsbehörde dieses Land, die Abbauern wurden mit Randlagen abgefunden.

Mangelware und Erfindungsgeist

Der allgegenwärtige Mangel reaktivierte Techniken, die man im Dorf längst aufgegeben hatte. Zwar wurden weder die traditionellen Schnuckenherden angeschafft noch Buchweizen ausgesät, aber Flachs und Tabak kamen wieder. Wie gut, daß es genug alte Leute im Dorf gab, die noch wußten, wie man zu Tabak oder Leinen kommt, wenn man die Rohstoffe selbst erzeugt. Im Garten meiner Eltern z. B. liefen jedes Jahr Pflanzen des gelb blühenden Machorkas auf, die mein Vater, der Pfeifenraucher, während des ersten Weltkrieges gesät hatte. Der aus ihm laienhaft produzierte Tabak war allerdings wenig begehrt, der rotblühende Virginia lieferte den besseren Nikotinbedarf für die darbenenden Raucher. Jeder Erwachsene über 18 Jahre erhielt zwar eine Raucherkarte, aber deren Versorgung reichte nicht hin und nicht her. Man konnte zwar von Nichtrauchern solche Bezugsscheine kaufen oder eintauschen, aber nicht immer waren sie zu haben. Es war eben sicherer, seinen eigenen Tabak zu produzieren. Einfach war das allerdings auch nicht. Zwar hatte jede Familie, auch vertriebene, auf Gemeindeland ein Stück Garten, aber die Weiterverarbeitung der grünen Blätter zu Raucherkraut war kompliziert. Man mußte die Blätter nach Reifezustand ernten, dann mit einer Nadel auf lange Schnüre ziehen und an trockenen und sonnigen Stellen aufhängen. Schuppen, Ställe und Wohnhäuser wurden mit solchen Tabakketten verziert. Zerschnitt man den trockenen Tabak und stopfte ihn in die Pfeife, folgte eine herbe Enttäuschung. Der Tabak Marke Eigenbau brannte schlecht, stank erbärmlich und ätzte die Zunge. Bald nannte man ihn „Marke Fliegentod“.

Da mußten folglich Experten kommen und Ratschläge geben. Ein wahres Buch verschiedenster Rezepte kursierte im Dorf, aber kein Tipp stellte zufrieden, weil das Ergebnis immer noch eher zum Insektizid taugte als zum Tabakgenuß. „Ihr müßt fermentieren“ hieß es nun überall. Klar, daß nun in vielen Häusern Kisten gezimmert, mit duftendem Heu gefüllt, dann gedeckelt und einige Wochen sich selbst überlassen wurden. So wurde überall der Tabak fermentiert. Hielt man das Ergebnis für befriedigend, wurden die Blätter zerschnitten, nicht selten von eigens konstruierten Schneidemaschinen. Dieser Tabak kam aber immer noch nicht in die Pfeife, sondern wurde noch gesoßt und dann wieder getrocknet. Nun nahm der Rauch dem Passivraucher nicht gänzlich den Atem, aber gut war der Tabak immer noch nicht. Die Tabakfabriken in den großen Städten konnten es einfach besser, und so sehnten sich die Zigarettenraucher nach einer „Aktiven“, am liebsten aus den USA.

Viele verschafften sich einfach das begehrte Gut auf dem Schwarzen Markt. Bockhorner Rauchern half die privilegierte Lage des Dorfes, denn in einer Entfernung von anderthalb Kilometern lag die englische Offiziersmesse, im Wohnhaus des ehemaligen Hofes Deil. Bei Offizieren und Mannschaften waren frische Eier auch selten zu haben, und zum englischen

Frühstück gehören nun einmal ham und eggs, Schinken und Spiegeleier. Wer mutig war, auf englische Nichtraucher traf, hatte großes Glück. Er trug im Hut frische Eier von eigenen Hühnern zu ihm und bekam, wenn er wiederum Glück hatte, im Extremfall 10 Zigaretten für ein Ei. Der Verkauf auf dem Schwarzmarkt brachte ihm dann fünfzig oder sechzig Mark ein. Die begehrteste englische Zigarette hieß *Senior Service*, weil sie besonders lang war. Deutsche Zigaretten, die man, wie berichtet, auf Raucherkarten erhielt, waren für drei RM zu haben. Mit Recht sprach man vor der Währungsreform von 1948 von einer *Zigarettenwährung*.

Zwei lustige Episoden zum Thema Zigaretten und Eier hat mein Gedächtnis getreulich aufbewahrt. Eine davon kenne ich vom Hörensagen, an der anderen war ich direkt beteiligt. Als die ersten englischen Besatzungssoldaten ins Dorf kamen, suchten sie in jedem Haus nach versteckten deutschen Soldaten, in den nächsten Jahren auch nach NS-Literatur. Deutsche Soldaten schlugen sich nämlich noch Wochen nach der Kapitulation auf einsamen Wegen in ihre Heimat durch. Sie nächtigten im Wald, in leeren Rüben- und Kartoffelmieten oder offenen Schuppen. Mitleidige Hauseigentümer boten ihnen auch Quartier. Da in fast jedem Haus in Bockhorn Hühner auf der Diele gackerten, fragten die Engländer nach Eiern, englisch *eggs*. Hilfsbereit brachte man das Gewünschte: eine Axt. Sie heißt im Plattdeutschen genauso wie die Eier im Englischen.

Mangel herrschte auch in den Schulen: Es gab wenig Papier, und das war sehr schlecht. Schulbücher gab es zuerst gar nicht, im Winter fehlte es an Heizmaterial, so saß man eingehüllt in warme Kleidung im kalten Klassenzimmer. Es fehlte aber nicht an Schülerstreichen. Lehrer wurden auch jetzt von Schülern getestet, wie schlagfertig und souverän sie auf pubertäre Einfälle reagieren konnten. In der Aufbauschule Walsrode mußte im Biologieunterricht der Oberstufe ein menschliches Skelett im Klassenzimmer stehen. Ein Schüler als Biologiehelfer holte es herbei. Eines Tages kam dieser Schüler auf die Schnapsidee, dem klappernden Freund Hein eine amerikanische Zigarette zwischen die Knochenfinger zu stecken. Er sammelte den Schwarzmarktpreis dafür von den Mitschülern ein, rauchte die *Active* an und deponierte sie in den Fingern des Skeletts, nachdem es zur Stunde geklingelt hatte. Der Lehrer kam herein, schnupperte und sagte anerkennend: „Eine Aktive! Jungs, wo habt ihr die her?“, steckte sie aber ein, nachdem er die Glut ausgedrückt hatte. Damit war die Pointe des Pennälerstreichs dahin und hätte sein Ende gefunden. Der Autor der Idee gab sich aber damit nicht zufrieden und rauchte mit Hilfe einer Pinzette eine Kippe an, die er mit Raffinesse an das Skelett klebte. Wieder schnupperte der eintretende Pädagoge, rief dann aber empört: „So etwas wagt ihr mir anzubieten?“ drückte sie aus und warf sie in den Papierkorb. Dieser Lehrer, scheint mir, hatte die Prüfung bestanden.

Schnapsbrenner am Werk

Die Mangelwirtschaft erlaubte tiefe Einblicke in das Labyrinth der menschlichen Seele. So sehr auch Lebensmittel begehrt wurden, Genußmittel standen noch höher im Kurs, nicht nur Zigaretten, sondern auch Alkohol. Gerste, Weizem und Kartoffeln waren so knapp, daß man sie nicht für Bier und Schnaps beiseiteschaffen konnte. Den Ausweg aus der Misere stellte die Zuckerrübe dar. Aus ihr ließ sich durch Kochen und Pressen ein süßer Saft gewinnen, der sich, vergoren mit Hefe, bestens zur Alkoholgewinnung eignete. An Hefe fehlte es allerdings manchmal auch. Bis auf den letzten Akt vollzog sich die Produktion am hellen Tage. Aus Düshorn kam ein übermannshoher Zylinder auf Rädern nach Bockhorn und ließ sich auf Bauernhöfen oder bei der Scheune der Gastwirtschaft nieder. Dieses Ungetüm dämpfte meistens die Kartoffeln und war auch zu diesem Zwecke von der bäuerlichen Genossenschaft erworben worden. Die gekochten Kartoffeln wurden in Kuhlen draußen gelagert und vor dem

Verfüttern mit heißem Wasser übergossen. Das verkürzte erheblich die Fütterungszeit, und das Dämpfen ließ mehr Nährstoffe in der behandelten Kartoffel. Natürlich konnte man auch Früchte aller Art mit diesem Apparat garen. In der Zeit nach dem Krieg war auch Zucker rationiert, da boten eigene Zuckerrüben einen Ersatz an. Die sorgfältig gesäuberten und zerschnittenen Rüben kamen in den Dämpfungszyylinder und in eine Art Weinpresse, wenn sie gar waren. Diese wurde mit Stroh abgedichtet. Der Holzdeckel wurde dann über ein Gewinde von zwei Personen nach unten gedrückt. Unten floß das herausgepreßte Zuckerwasser in das individuell angelieferte Gefäß. Das alles konnte deshalb im vollen Tageslicht vor sich gehen, weil man nur einen kleinen Teil des Rübensaftes fürs Schwarzbrennen gebrauchte. Die Hauptmasse wurde zu einem Brotaufstrich verdichtet, dem dunkelbraunen Rübensaft, in Bockhorn *Sssaft* auf Plattdeutsch genannt. Damit hatte man zugleich einen Zuckerersatz.

Wenn es dann dunkel wurde im Dorf, rumpelte nicht selten eine Schubkarre über das Kopfsteinpflaster. In ihr wurde ein Destilliergerät transportiert, mit Sackleinen vor allen neugierigen Blicken geschützt. Ein findiger Schlosser aus dem Dorf hatte es konstruiert und stellte es großzügig zur Verfügung. Vor ihm saßen dann die geheimen Schnapsbrenner und warteten auf den Alkohol, der aus dem Gerät durch Erhitzen fließen sollte. Es dauerte eine Weile, bis die ersten glasklaren Tropfen flossen, meist zu hochprozentig für eine Probe. Nicht ohne Ängste probierte man ihn verdünnt mit Saft oder Wasser, denn man hörte von Erblindungen durch Methylalkohol. In Bockhorn ist das Gottlob nicht vorgekommen, dagegen erlebte man ulkige Situationen:

Ein ehemaliger Offizier der Wehrmacht, Vertriebener aus dem Sudetenland, kämpfte sich als Landarbeiter durch die schlechten Zeiten und hatte deshalb Gelegenheit, an Zuckerrüben und damit an Schnaps zu kommen. Eines Abends wartete er bei verdunkelten Fenstern auf den kommenden Alkohol, wartete aber lange, zu lange vergeblich. Auf einmal ging der Deckel des Apparates in die Höhe, und der Alkoholdampf aus dem Inneren des Apparates schlug sich an Decke und Wände des Zimmers nieder. Was war geschehen? Wie die Tabakproduktion, so war auch die Schnapsbrennerei von vielen guten Ratschlägen begleitet. Es wurden sogar Essenzen verkauft, die der Hausmarke professionellen Geschmack verleihen sollten. In Bockhorn nahm man meist einen Zusatz, der ringsum reichlich vorhanden war: einen Wacholderzweig. Bei dem beschriebenen Unglücksfall hatten sich Nadeln vom Zweig gelöst und die Kühlschlange verstopft. Der Druck im Kessel wurde durch die Erhitzung so stark, daß der Eigenbau sich Erleichterung verschaffen mußte. Der erhoffte Alkohol war verloren, die Umgebung roch noch tagelang danach. Der Dorfpolizist muß eine verstopfte Nase gehabt haben, denn er merkte angeblich nichts.

Die Nachkriegszeit holte das Vergnügen nach, das der Krieg der Bevölkerung vorenthalten hatte. Tanzkapellen hatten Hochkonjunktur, Tanzsäle waren meist überfüllt, manchmal an jedem Wochenende. Statt der Schützenfeste, die noch nicht wieder erlaubt waren, gab es Maskenbälle, Sänger- und Reiterfeste, landwirtschaftliche Bälle u. a. m. Für sie wurde gezielt Schnaps produziert, da die Gastwirte nur Molkebier und Brausen anzubieten hatten. Die Schnapsflaschen durften allerdings nur geheim kreisen, was den Erfindergeist herausforderte. Ein Zimmermeister aus Krelingen hatte einen Tisch hergestellt, dessen eines Bein hohl war. Hier ließen sich mehrere Schnapsflaschen über einander unterbringen, denn eine Klappe öffnete den Zugang. Auf dem Tisch standen nur Gläser mit Molkebier. Kehrete man das leere Glas allerdings um, konnte man in dem ausgesparten Teil des Fußes die Schnapsmenge unterbringen, die in normalen Zeiten in das Schnapsglas paßte. Kein Aufpasser hat das Geheimnis entdeckt, sich aber darüber gewundert, daß die Runde um diesen Tisch immer fröhlicher wurde.

Heizmaterial

Neben den Lebens- und Genußmitteln war auch das Heizmaterial sehr knapp. Die allgemein vorherrschende Ofenheizung verlangte Kohle, Torf und Brennholz. Da kein Produzent gegen entwertete Reichsmark wertvolle Waren lieferte, war der frierende Zeitgenosse auf Selbsthilfe angewiesen. Kohlen und Briketts gab es an sich in Deutschland genug, aber der Zwangsexport durch die Besatzungsmächte, die übliche illegale Selbstversorgung durch den Sprung auf die Güterwagen mit Kohle reduzierten das Angebot, so daß nur noch wenig verteilt wurde. Bäume lebten in dieser Zeit gefährlich, und wenn sie gar schon gestorben waren, dann wurden sie schleunigst beseitigt. Die Bauernwälder rings um Bockhorn waren wunderbar aufgeräumt, selbst das Moos des Waldes wurde geerntet und von den Kleinbauern als Strohrsatz abgefahren. Sie hüteten sich natürlich, das Eigentum der größeren Bauern zu dezimieren; es gab ja Alternativen auf dem Truppenübungsplatz. Zuerst wurde die massenweise herumliegende Munition beseitigt. Der Lohn bestand in Feuerholz. Damit hatte die deutsche Wehrmacht nämlich Erdbunker ausgekleidet, in denen Munition lagerte. Dieses Knüppelholz wurde 1945 in den Öfen der Dörfer entsorgt. Bockhorn besaß auch einen Gemeindewald, *Schaulfuhren* genannt, aus ihm erhielten die Vertriebenen eine bestimmte Menge Brennholz. Die Kleinbauern mußten Pferd, Ochsen und Kühe anspannen und ins nahe Pröbstener Moor fahren. Hier hatte es der Bürgermeister erreicht, eine Genehmigung zum Torfabbau zu bekommen. Ich habe das als eine Art nostalgische Gemeinschaftsarbeit erlebt, auch wenn jeder für sich selbst schuftete. Wie man Torf stechen mußte, war bei den älteren Einwohnern noch allgemein bekannt; sie machten es nun den Jüngeren vor. Ein Torfspaten war wichtig und der Torfstecher dazu. Ein Zugtier erleichterte die Arbeit, weil es den gestochenen Torf auf einem Schlitten zum Lagerplatz ziehen mußte. Das ging natürlich auch mit einer Schubkarre. Hier wurden wenige Soden zum Trocknen aufgebaut und dann, wenn er trocken genug war, kunstvoll gestapelt. Wenn er schließlich im Ofen landete, gab er eine wohlige Wärme ab, denn das Material aus Pröbsten war von vorzüglicher Qualität: tiefschwarz und ohne Wurzel- oder Baumreste. Der Torf wurde dringend gebraucht, denn der Winter 1946/47 dauerte lange und war bitterkalt.

Textilproduktion

Die Not macht nicht nur erfinderisch, sondern belebt alte Techniken wieder, die nahezu vergessen waren. Das galt auch für die Leinenproduktion, die nur noch alten Frauen bekannt war. Im Winter war auf den Bauernhöfen die Spinnstubenkultur angebrochen: Frauen und Mädchen nahmen ihr Spinnrad, kamen in einem Hause zusammen und erzählten sich Neuigkeiten und alte Geschichten, während sie den Flachsfasern drehten. War genug Garn produziert, wurde der Webstuhl aufgeschlagen, und Hemden, Tischdecken und Handtücher entstanden. In fast jedem Haus war noch ein Webstuhl vorhanden. Woran es nun fehlte, war das Grundmaterial, der Flachs. In den Jahren der Not besann man sich wieder auf den Anbau. Dazu gehörten Leinsamen und Gerätschaften. Manche Bockhorner hatten letztere noch aufbewahrt; sie mußten nur noch aktiviert werden. Die Arbeit war mühsam und langwierig. Hatte man ein Stück im Acker ausgesucht, das sich für die Flachsproduktion eignete, mußte man warten, bis man die Halme aus dem Boden ziehen und trocknen konnte. Tümpel fanden sich, in denen die Halme brüchig wurden, damit sie ihre Hülle verloren. Die Kardätsche, ein Nagelbrett, diente zur weiteren Säuberung der Textiltfaser. Vollständig gelang das nicht, denn noch die daraus gewonnenen Handtücher und Hemden kratzten auf der Haut und wurden erst durch längeren Gebrauch richtig angenehm. Vorher aber wurden die Pflanzenfasern zu Zöpfen zusammengebunden, gewaschen und erneut getrocknet. Dann erst kamen sie auf die Spinnräder. Waren daraus endlich Textilien hergestellt, mußten sie auf dem Rasen in die Sonne gelegt, gebleicht werden, denn Hemden und Handtücher kamen meist grau aus den

Webstühlen. Die Dorfjugend erlebte passiv mit, wie mühsam so ein Hemd herzustellen war. Heute noch dürften in vielen Häusern des Dorfes solche Eigenbau-Textilien mit dem Monogramm der Tochter vorhanden sein. Benutzt werden sie höchstens noch als bestickte Tischdecken, denn es gibt heute besseres Material zu kaufen.

Wem dieses Verfahren zu aufwendig war, hatte noch andere Möglichkeiten sich zu kleiden. Es gab in Deutschland noch viele Uniformstücke in Magazinen und in Privathaushalten, die nun ihr Feld- oder Marineblau erst einbüßen mußten, bevor sie umgeschneidert werden konnten. Es gab eine einzige Färberei in unserer Gegend, und die stand natürlich in Walsrode. Farben waren offenbar kein Mangel, allerdings war die Auswahl gering. Schneider gab es in großer Zahl, allein im Nachbarort Düshorn drei, in Walsrode natürlich noch mehr. Als Überbleibsel der Kämpfe an der Aller wurde ein Boot mit lauter Marine-Uniformen gefunden, die nun im Tauschhandel zu neuen Ehren kamen. Getauscht wurde überhaupt sehr viel: Die meisten Geschäfte in Walsrode, die nichts mehr zu verkaufen hatten, verwandelte sich in Tauschgeschäfte und nahmen für die Vermittlung eine Gebühr. Strickende Frauen waren nun viel beschäftigt, wenn sie nur Garn dafür bekommen konnten. Manche entwickelten sich dabei zu wahren Designerinnen, nur kannte man das Wort damals noch nicht. Man mußte sich also zu helfen wissen, und der witzige Spruch kam zu Ehren: *Wer sich nicht zu helfen weiß, ist nicht wert, in Verlegenheit zu kommen.*

Mangel überall

Ich will hier keine Liste von Mangelwaren ausbreiten, aber einige möchte ich doch noch erwähnen. Die Bauern brauchten Garn für ihre Binder, die von drei Pferden gezogen wurden, das Korn mähten und zugleich zu Garben banden. Heute sieht man diese Maschinen nicht mehr auf den Feldern, denn der Mähdrescher hat sie verdrängt. Man muß schon landwirtschaftliche Museen aufsuchen, um diese Vorläufer noch ansehen zu können. Damals brauchten die meisten Bauern in Bockhorn wenigstens kein Dieselöl, denn es gab nur 2 Trecker im Dorf, die im Vergleich zu heutigen Ungetümen geradezu winzig waren. Die meisten Bauern ackerten noch mit Pferden und mußten Rücksicht auf ihre Leistungsfähigkeit nehmen. Ersatzteile für landwirtschaftliche Maschinen gab es so gut wie gar nicht, dafür feierte der Ur-Beruf des Schmiedes überall Auferstehung. Das industrielle Deutschland schien als Agrarland zurückgebombt worden zu sein, aber auch historische Verkehrsmittel waren in großen Schwierigkeiten. Dazu gehörte die Eisenbahn, deren Züge stets überfüllt waren. Man stieg durch Fenster ein und aus, denn die Plattformen waren ebenso mit Passagieren besetzt wie die Wagenpuffer und -dächer. Gepäcknetze wurden als Liegen umfunktioniert, Holzkoffer wurden zu Sitzen. Im Krieg schon hatte man begonnen, die Waggons auszuschlachten. Damals öffnete man die Zugfenster mit einem Lederriemen; sie waren nun oft nicht mehr vorhanden. Man hatte sie in Privatbesitz verwandelt. Im Winter erstarrten die Passagiere vor Kälte, denn die Fenster standen offen, und geheizt wurde natürlich nicht.

Frauen vor allem vermißten den belebenden Kaffee, den es nur selten an manchen Festtagen gab. Man mußte sich mit Muckefuck, dem Gerstenkaffee begnügen, den es auch nur auf Lebensmittelkarten gab. Man konnte den Kathreiner-Ersatz aber auch selbst rösten, die Trommel dafür war noch aus dem ersten Weltkrieg vorhanden. Als Schüler, der täglich acht Kilometer nach Walsrode und zurück trampeln mußte, hatte ich Anspruch auf Fahrradschlauch und -decke, bekam aber nur einmal eine solche Zuteilung. Da hieß es nun wieder kreativ sein. Wenn man Gummilösung erwischen konnte, mußte man abgelegte Schläuche zerschneiden, um zu Flickern zu kommen. Löcher in der Fahrraddecke konnte man mit Bindfaden umwickeln, wenn man denn diesen hatte. Die bessere Methode bestand darin, ein Stück alter Fahrraddecke über die schadhafte Stelle zu legen; das gab dann ein klopfendes

Geräusch bei jeder Umdrehung. Ein alter Bauer verstand den technischen Sinn nur mangelhaft, als er einmal einen Bockhorner fahren sah, der einen Fahrradmantel mit Strohbindfaden umwickelt hatte. „Ssüh“, sagte er, „nu kann hei jümmer seihn, wie oft dat Rad rümgeiht“.

Plünderungen

Der Krieg hatte nicht nur die materiellen Lebensverhältnisse verändert, sondern auch die moralischen Maßstäbe. Die Menschen hatten gelernt, auch in der Not zurechtzukommen, tradierte Moralvorstellungen schienen da nur hinderlich zu sein. Gegen Ende des Krieges begannen die Plünderungen, vor allem am Eigentum des untergegangenen Reiches. Die Lebensmittelmagazine auf dem Truppenübungsplatz waren nach dem Rückzug der Wehrmacht eine Zeitlang ohne Bewachung, und das verlockte zu einer Fahrt mit Pferd und Wagen, um ja nicht die Gelegenheit zu verpassen, von den Vorräten etwas zu ergattern. Säckeweise wurden Zucker, Mehl, Hülsenfrüchte und Konserven auf die Wagen gepackt und nach Hause geschafft. Teile davon gingen wieder verloren, weil die Engländer die Umgebung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen zur Plünderung freigaben. Mein Vater hatte seine Töchter rechtzeitig zu der Schwester nach Walsrode gebracht. Die Städte nämlich wurden nicht heimgesucht. Es muß offen bleiben, ob die unerbetenen Eindringlinge dem Inferno von Bergen-Belsen entronnen waren und nun Rache für die schrecklichen Leiden an ebenfalls unschuldigen Menschen nehmen oder ob es sich schlicht um Entwurzelte handelte, die sich nur des Hungers erwehren wollten. Gewiß fehlten unter ihnen auch die kriminellen Elemente nicht. Auffällig war, daß sie meist in Gruppen auf ein Haus zusteuerten und Waffen besaßen. Mein Vater wäre um ein Haar von diesen Plünderern durch die Haustür hindurch erschossen worden, weil er sie nicht schnell genug öffnen konnte. Für den Rest der Plünderungszeit ließ er von nun an das Haus immer offen. Die Einheimischen versteckten zwar ihre Vorräte, aber auch das half nicht immer.

Nach 14 Tagen war dieser Spuk vorbei, aber nun kamen die Einbrecher nachts. Es handelte sich fast ausnahmslos um sogenannte Displaced Persons, die in den leerstehenden Kasernen des nahen Truppenübungsplatzes eine Bleibe gefunden hatten und das Konservenessen der UNRRA, der Flüchtlingshilfe der Vereinten Nationen, gründlich satt hatten. Sie hatten es vor allem auf Schweine abgesehen und verschmähten auch Hühner und Eier nicht. Die Bockhorner verbarrikadierten ihre Viehställe, indem sie Knüppel und Balken quer über die Stalluken befestigten. Die Bretter mußten die Räuber nun entfernen, wenn man zum Schlachtvieh kommen wollte. Die Schweine wurden dann meist in der Nähe geschlachtet und fortgeschafft. Es wurde gemunkelt, daß zugereiste Frauen sich mit den Einbrechern eingelassen und gegen Beteiligung an der Beute verraten hatten, wo das fetteste Schwein zu holen war. Es half alles nichts: Die Männer des Dorfes mußten jede Nacht eine Wache bilden und von Haus zu Haus gehen. Waffen hatten sie nicht und durften sie nicht besitzen, aber Knüppel waren schnell beschafft und verringerten das Angstgefühl. Im Dorf wurde erzählt, daß eine dieser Wachen, personell durch Nachbarn verstärkt, einen plündernden Polen zu Tode geprügelt hätte. Die Sache wurde allerdings nie polizeilich untersucht, vermutlich stimmte das Gerücht gar nicht.

Die nächtliche Angstpartie hatte aber nicht nur materielle Verluste zur Folge. Ein junges Mädchen mußte ihren Mut mit einem qualvollen Tode bezahlen. Der Hof ihrer Eltern lag weit ab von den Dorfkernen Bockhorns und Krelingens, war mit einem Zaun umgeben und verfügte über einen Kettenhund. So fühlte man sich sicher. Als eines Nachts die Räuber den Hofraum betraten, schlug der brave Hund an, wurde aber sofort erschossen. Der Lärm lockte die Tochter ans Küchenfenster, sogleich bekam auch sie eine Kugel, einen Bauchschuß. Sie

schleppte sich zu ihren Verwandten in Krelingen, weil diese über einen Telefonanschluß verfügten, brach dort aber sterbend zusammen. Die englische Besatzungsmacht stattete daraufhin einige DPs mit Waffen und Khakiuniformen aus und ließ sie im Dorf Hilfspolizisten spielen, eine deutsche Polizei gab es noch nicht wieder. Die Fremdlinge gewannen aber nicht das Vertrauen der deutschen Bevölkerung und zeichneten sich vor allem dadurch aus, daß sie jeden mit Warnschüssen empfangen, der gegen die Ausgangssperre der Besatzungsmächte (englisch: Curfew) verstieß. Junge Liebhaber, denen die Zeit bei den Freundinnen zu kurz vorkam, mußten sich seitwärts durch die Büsche schlagen, um nach Hause zu kommen .

Heimkehrer

Im Dorf lebten nach dem Kriege hauptsächlich sehr junge und alte Männer, denn die mittleren Jahrgänge waren aus dem Krieg noch nicht zurückgekehrt. Jungen von höchstens 16 Jahren mußten nun die Aufgaben des Vaters übernehmen und wurden gleichsam zur Verantwortung gezwungen. Als die ersten Zeitungen im Miniformat wieder erscheinen durften, waren sie voller Suchanzeigen. Plakatwände bewiesen die Sehnsüchte nach Ehemännern, Söhnen oder Brüdern. Auch nicht wenige Frauen wurden gesucht, sie waren als Krankenschwestern oder Blitzmädel in das Chaos des verlorenen Krieges geworfen worden oder auf der Flucht verschollen. Manche Frauen und Männer kamen heil und gesund, nicht selten auch krank und schwach im Laufe der Sommermonate zurück, andere hatten erhebliche Demütigungen erlebt und seelische Schäden davongetragen. Frauen, die auf ihren Mann warteten, erhielten erst jetzt die Gewißheit, daß er verschollen oder gefallen war. Nach und nach trafen auch erste Lebenszeichen aus den Gefangenenlagern der Alliierten ein. Während Engländer und Amerikaner ihre Gefangenen, sofern sie nicht auf einen Prozeß warten mußten, spätestens bis 1946 entließen, hielten Franzosen ihre Arbeitsklaven lange fest. Immer noch kamen auch Vertriebene aus den verlorenen Ostprovinzen des Reiches an, suchten Angehörige und mußten untergebracht werden. Die Bürgermeister in Kleinstädten und Dörfern hatten es nicht leicht., ihnen allen einen Wohnraum zu beschaffen. Die nach wie vor arbeitenden Wohnungsämter entwickelten Normen, wieviel Platz jedem einzelnen zustand. In den kleinen Dörfern bestand das Wohnungsamt aus den von den Besatzungsmächten eingesetzten Bürgermeistern. Bockhorn war mit Glück durch den Krieg gekommen: Im ersten Weltkrieg waren mehr Einheimische gefallen als im zweiten. Eine Bauernfamilie traf es besonders hart: Alle drei Söhne fielen 1914 in den ersten drei Wochen des Krieges. Im zweiten Weltkrieg blieb auch der Sohn aus zweiter Ehe im Felde, und der Schwiegersohn kam nicht wieder. Meine Eltern dagegen mußten fünf Söhne in den Krieg schicken; alle kamen ohne große Schäden nach Hause, auch die beiden Schwiegersöhne kamen zurück. Einer meiner Brüder allerdings wurde von der Besatzungsmacht in ein Arbeitslager gesteckt. Wir wissen bis heute noch nicht, warum er noch einmal im Frieden ein Lagerleben durchleiden mußte. Die alliierte Anklage gegen deutsche Politiker und Offiziere stieß im Dorf auf gänzlich Unverständnis. Die Berichte über nationalsozialistische Greuel hielten die meisten für Propaganda der Siegermächte. Man wußte allerdings, daß im nahen Oerbke ein Kriegsgefangenenlager existierte, in dem man viele Gefangene aus der Sowjetunion planmäßig verhungern ließ. Auch die in den Munitionsfabriken der Gegend hart arbeitenden Zwangsarbeiterinnen aus der Ukraine blieben nicht unbemerkt. Sonntags nämlich schwärmten sie aus und bettelten um Brot. Meine Mutter gab ihnen immer etwas und empfing anschließend den Polizisten, der die Strafe kassierte. Französische Kriegsgefangene dagegen wurden respektiert, milde bewacht und wie deutsche Arbeiter behandelt.

Glückliche Heimkehr

Ich will nicht schließen, ohne auch die heitere Seite dieser traurigen Ereignisse zu erwähnen. Die Entwurzelung so vieler Menschen eröffnete auch die Chance, sich sozial besser zu stellen, auch wenn es gelogen war. Unter den Vertriebenen in Bockhorn waren Landarbeiter, welche die Gelegenheit nutzten, sich eine Standeserhöhung zu gönnen. Sie schwärmten von ihrem üppigen Leben in Friedenszeiten und von einem Besitz, der gar nicht vorhanden war. Eine Familie verstieg sich zu der Aussage: „Wir haben sieben Teppiche übereinander gehabt!“ Als dann unglücklicherweise auch ihre Gutsherrschaft im Dorf untergebracht wurde, zogen die Männer ihre Mützen vom Kopf und redeten den Gutsherrn mit „gnädiger Herr“ an. In der Heide kannte man ein so devotes Verhalten nicht.

Auch einheimische Heimkehrer waren nicht frei von Angeberei. Ein ehemaliger Unteroffizier, Sohn eines Tagelöhners und einer Putzfrau, kam recht früh nach der Kapitulation nach Hause, aber nicht allein. Er mochte sich gedacht haben, daß die Verhältnisse in der Heimat ohnehin revolutioniert worden waren, jedenfalls kehrte er mit einer Kriegsbraut zurück. Seine Ehefrau muß ihm einen schönen Empfang bereitet haben. Etwas später fragte eine Krankenschwester in Bockhorn herum, wo denn der Rittergutsbesitzer XY wohne; sie meinte denselben Heimkehrer. Lange lachten die Bockhorner über diese reichlich dumme Standeserhöhung.

Eine schier unglaubliche Geschichte erlebte mein Freund, den ich kurz vor Ende des Krieges kennengelernt und aus der kurzen gemeinsamen Gefangenschaft mit zu meinem Eltern genommen hatte. Als er sich aufmachte, seine russisch besetzte Heimat aufzusuchen, sagte unsere ostpreußische Landfrau zu ihm: „Karl-Otto, kommst du nach Volkssturm, frag nach Krutzinna Fritz!“ Ich hielt diese Bitte damals für strohdumm. Wie sollte denn mein Freund damals in die Nähe des ostpreußischen Volkssturms geraten, und wie wahrscheinlich war es dann, auch den Ehemann zu treffen? In Wahrheit war die Anfrage intuitiv genial. Als mein Freund über die grüne Grenze in Mecklenburg angekommen war und seine alte Schule aufsuchte, fand er in deren Turnhalle einen bunt zusammengewürfelten Haufen älterer Männer. Nun fiel ihm die Anfrage der besorgten Ehefrau ein, und er fragte schüchtern: „Ist hier Krutzinna Fritz“? Ein älterer Mann hob die Hand: „Hier!“ So kam das Ehepaar aus Ostpreußen wieder zusammen und wurden Häuslinge auf einem Bauernhof in Bockhorn. Wer diese Geschichte nicht glaubt, der frage meinen Freund.

Werner Grütter (* 1929 in Bockhorn)